



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagebuch.

1.

Briefe aus Leipzig.

Universität. — Fremde Journale. — Buchhändler und Schriftsteller. — Liberalismus. — Schelling. — Religion und materielle Hoffnungen.

Mai.

Es gehört ein Entschluß dazu, über das heutige Leipzig ein Wort zu sagen. Leipzig ist kein Kleinparis und kein Neubabylon; es ist viel zu geschickt, um Thürme gen Himmel zu bauen. Leipzig ist ein Ameisenhaufen und weniger durch die großartigen Resultate, als durch die ganze Art und Weise seiner Thätigkeit von Bedeutung. Kunst, Literatur, Politik sind hier im Schwunge, doch eigentlich nur als Gegenstände der Industrie. Die Musik macht allenfalls eine Ausnahme, obwohl auch darin die producirenden Talente dünn gesäet sind. — Die hiesigen Kunstanstalten, Gemäldefammlungen zc., sind sie einer so anspruchsvollen Stadt wie Leipzig würdig? Nein; aber sie gehören Kaufleuten. Leipzig ist vielleicht auch darin modern, daß es ein mittelmäßiges Theater besitzt, welches von der lauen Theilnahme des Publikums wie ein herkömmliches Uebel erhalten wird. — Die Universität gehört zu den besuchtesten Deutschlands, aber die lieben 900—1000 Musenföhne sind meist Brodsudenten. Das ideale Burschenthum kam hier nie zur rechten Blüthe, und selbst die halb geduldeten Landsmannschaften kränken ihr harmlos behändertes Dasein kümmerlich fort. Noch bezeichnender ist, daß es hier einen geistreichen Professor der Philosophie giebt, der gegen alle Philosophie offen polemisirt. — Auch nicht die literarische, sondern die typographische und buchhändlerische Thätigkeit dieser Stadt ist außerordentlich. Viele auswärts redigirte Journale, z. B. der Pilot, die Abendzeitung, der Freisafen, die wackern sächsischen Vaterlandsblätter, die deutschen Jahrbücher zc. werden hier gedruckt und verlegt. In ganzen Kameelladungen wandern aus Norddeutschland und zum Theil aus Oesterreich die Manuscripte her, um bei einer Leipziger Firma unter die Saube zu kommen und den Gesegnen der toleranten sächsischen Censur zu erhalten. Leipzig erzeugt eine Anzahl von Magistern, welche vortreffliche Correctoren abgeben und viel zum Ruhm der hiesigen Literatur beitragen; sie interpungiren besser, als die modernen Syriser und corrigiren

die grammatikalischen Fehler in den kleinern belletristischen Journalen. Der Autor, der mit seinem geistigen Söhnlein zum ersten Male auf die hiesige Messe wallfahrtet, naht sich mit ehrfurchtsvoller Scheu der Buchhändlerbörse, wie ein Moslem, wenn er zum ersten Male Mekka schaut, der Kaaba. Dagegen lächelt der Eingeborne ironisch und sagt: »Brockhaus ist groß!« Er betrübt keine Mutter und erzürnt keinen Vater, wenn er sich der Literatur ergiebt, es müßte denn sein, daß er bloß Verse machte. Der Literaturstand gilt ja hier für zünftig und beinahe ehrlich. Freilich betrachtet dafür der gemeine Mann die Literatur als reine Buchhändler-sache und schätzt den Schriftsteller nach dem, was er (an Geld) verdient und nach der Firma, für die er arbeitet. Das gebildete Publikum macht zu jeder neuen Erscheinung kritischen Chorus; die Scheidewand zwischen Laien und Eingeweihten ist so ziemlich gefallen. Die sogenannten Drakel der Zeit, die Organe der öffentlichen Meinung liest man nirgendswow mit größerem Fleiß und geringerem Glauben, als auf einem Leipziger Kaffeehaufe. Ueberdies giebt es hier Buchhändler, die in Musikstunden schriftstellern, und Schriftsteller, die in Stunden des Müßiggangs gerin Buchhändler würden. — Leipzig hat im Auslande den Ruf eines Demagogennestes, aber es ist viel besser, als sein Ruf. Mag sein, daß zu Anfang des vorigen Decenniums, als so viele edle Polenflüchtlinge hier ihre Wunden zeigten und ihren Schmerz ausweinten, der Leipziger Liberalismus einen höhern Schwung und eine glühendere Färbung annahm. Seitdem ist in Deutschland Vieles anders geworden. Die eigentlichen *physical-force-men*; die kleinen Enaktskinder, sind ausgewandert, todt oder verheiratet, und die Garfenmädchen haben die Marxseilfasse vergessen. Dabei muß man bedenken, daß in Leipzig die Gastfreiheit eines Wirthshauses herrscht und die Fremdentoleranz eines Badeorts. Darum kommen immer noch die politischen Flüchtlinge (mit guten Pässen) hergestoßen, und die unangesochtene Redefreiheit läßt sie revolutionäre Bivats und Vereats nach Belieben ausbringen; aber es ist nur ein schattenhafter Fokus Fokus, den diese demagogischen Hexenmeister auf den Kreuzwegen treiben, und die guten Leipziger amüßren sich daran, wie am Gastspiel fahrender Comödianten. Der eigentliche Einwohner ist in der Regel freisinnig, aber allen Ultras, kosmopolitischen wie nationalen, abhold. Für berliner List- und Königsjubel ist hier eben so wenig ein Resonanzboden, wie für den Rheinlieb- oder Dombauenthustiasmus. Auch im Politischen herrscht eine gewisse kritische Kälte, die zwar vor Luftsprüngen bewahrt, aber auch die großen Bewegungen ausschließt. Die feste, aber gemäßigte constitutionelle Gesinnung Leipzigs wird die gewonnenen Rechte zäh und standhaft behaupten, aber kaum jemals neue Eroberungen machen. Die famose Leipziger Julirevolution ist mir noch immer ein Räthsel, und fast möchte ich der Sage glauben, die da flüstert, daß man damals wildfremde Gesichter in den Straßen sah, propagandistische Gestalten mit ausländischem Accent und poli-

geiwidrigen Värten, die unsern kindlichen Värten lehrten, wie man bei Magistrats-acturen und andern hohen Personen die Fenster einwirft. Selbst die hiesige politische Presse ist bei aller Freiheit in der Besprechung innerer und mancher auswärtigen Angelegenheiten (z. B. von Frankreich, England, Spanien) sehr gemäßigt.*) Von den religiösen Epidemien unserer Periode ist Leipzig fast so wenig heimgesucht, wie von der Cholera-Morbus. Mit Bestimmtheit habe ich nur zwei Personen hier als Pietisten von Profession bezeichnen hören. Der berliner Streit über die Sabbathfeier wird wie ein Lustspielstück besprochen. Was man aus andern Winkeln Deutschlands von Nuckertum und Mysticismus hört, klingt den Leipzigern wie monströse Fabel. Wenn Schelling hier Vorlesungen hielte, so würde er nach ein Paar Monaten vor Leeren Wänden predigen. Allgemein heißt es, sein jetziges Genie besteshe blos in der Kühnheit, die Geschichte seiner Bekehrung Philosophie, und zwar philosophia secunda, zu taufen. Eine seiner Vorlesungen, die ein durchreisender Literat in Berlin nachgeschrieben und hier (in der Zeitung für die elegante Welt) zum Besten gegeben hat, zeigt freilich, daß der große Offenbarungsmann die Logik verschmäht. Sie dürfen aber nicht übersehen, daß andererseits auch die großen christlichen Reformationsversuche, oder, wenn Sie es lieber nennen wollen, die theologisch-philosophischen Kämpfe unsrer Zeit in Leipzig wenig oder gar keine Theilnahme finden. Man ist gut protestantisch, ohne sich viel dabei zu denken; man will weder den Himmel noch die Hölle stürmen. Es ist nicht der humane Kosmopolitismus, der uns über die Religionsstreitigkeiten hinweghebt; denn alle Aufklärung würde die Leipziger Bürgerschaft nicht hindern, einer Emancipation der sächsischen Juden sich aus commerciellen Rücksichten auf's Aeußerste zu widersetzen. Es ist der Indifferentismus, den die Herrschaft der materiellen Interessen im ersten Stadium überall hervorbringt. Der Teufel scheut Anfangs den Dampf und die Eisenbahnen, wie das Kreuz und den Wehrauch. Aber der Teufel steckt auch hinter dem Kreuz; und im letzten Stadium, wenn sie allein herrschend geworden sind, führen die materiellen Interessen zu krankhaften Reactionen des unbefriedigten Gemüths. Ich weiß nicht, ob für Leipzig dieses Stündlein jemals schlagen wird. Der industrielle

*) Die Aeußerung des Herrn Thiers, daß keine Macht die gemäßigte Presse, welche stets die wirksamste sei, verfolgen oder unterdrücken könne, hat hier bei Vielen seinen Anklang gefunden. Allerdings ist eine gemäßigte, aber nur eine aus freier, vernünftiger Einsicht sich selbst mäßigende, nicht eine »gedämpfte« Presse die wirksamste. Ohne Pressfreiheit keine gemäßigte Presse! Das Wort des Herrn Thiers paßt darum sehr gut auf die englische, so ziemlich auf die französische, aber gar nicht auf die deutsche Presse.

Anm. d. Eins.

Sinn, der bei den größten, weltbewegendsten Fragen den nächsten Vortheil im Auge behält, scheint dieser Stadt angeboren und schon vor der Offenbarung des Dampfes da gewesen zu sein. Um so mehr Bedeutung erhält Leipzig durch ihn, jetzt, wo dieser Industrialismus die Deutschen in eben so utopische Träumereien stürzt, wie einst die große französische Revolution, die Schelling'sche Naturphilosophie oder die Romantik. Sie glauben nicht, was man Alles vom Materialismus erwartet: Absorbirung der kleineren Nationalitäten, den ewigen Frieden, den Untergang des Lateinischen und Griechischen, endliche Losreißung von den Traditionen des Mittelalters zc. Vieles oder wenigstens Manches davon wird der neue Messias erfüllen. Aber um welchen Preis? — Jedenfalls könnten uns diese deutschen Prophezeiungen über die Bestimmung des Materialismus überzeugen, daß Deutschland nie materiell im gemeinen Sinn des Wortes werden kann, da es selbst den rohen, gigantischen Erdgeist so leicht zum Genius der Menschheit verklärt. Freilich sind dies nur die Wiegenlieder des Materialismus, und wenn dem kleinen Niesen die Glieder gewachsen sind, dürfte er seinen zärtlichen Sätern und Wärtern ein anderes Lied singen. — Für diesmal jedoch wollen wir uns dabei beruhigen.

— Pt! —

2.

Briefe aus Brüssel.

Das protestantische Schisma. — Napoleon. — König Leopold. — Die neue Gemeinde und Herr Boucher.

Ein merkwürdiger Streit hat sich hier in Brüssel zwischen den von dem Organe der römisch-katholischen Kirche, dem Journal de Bruxelles, sogenannten „Neuprotestanten“ und den „Altprotestanten“ erhoben. Was aber diesen Kampf noch merkwürdiger macht, ist, daß derselbe in einem katholischen Blatte gekämpft wird, und die Protestanten an demselben einen warmen Verteidiger finden. Die Protestanten in Brüssel erhielten, nachdem sie eine geraume Zeit sich in einem Hause versammelten, unter Napoleons Scepter vollkommene Religionsfreiheit, eine schöne Kirche (ancienne chapelle de la cour) und einen vortrefflichen Prediger, der deutsch und französisch predigte, und der, nachdem er eine Zeit lang den rationalistischen Grundsätzen, die er auf der Universität eingesogen hatte, ergeben war, seine früher gehegten Meinungen öffentlich auf der Kanzel widerrief. Nach seinem Tode ward der gelehrte, durch die Herausgabe der auch in Brüssel nachgedruckten Reformationsgeschichte in Frankreich und England, wo sie ins Englische übersetzt wurde, berühmte Prediger Merle d'Aubigné aus Hamburg, wo er als französischer Prediger stand, nach Brüssel berufen. Um so schmerzlicher wurde auch der Verlust gefühlt, als er im Jahr 1831 dem Rufe zum Director der Theologischen Schule in seiner

Vaterstadt Genf folgte. Die Protestantische Gemeinde fühlte sich verwaist, da durch die damaligen politischen Ereignisse auch die zwei holländischen Prediger, welche die Augustiner Kirche inne hatten, aus Brüssel gegangen waren. Es war schwer, zu jener Zeit einen Geistlichen zu finden, der beide Sprachen, deutsch und französisch, so konnte, um in denselben predigen zu können. Da erhielt das Consistorium die Zusicherung des Königs Leopold, der unterdessen von der Nation erwählt worden war, daß er die Regierung bestimmen wolle, die Bezahlung zweier protestantischen Geistlichen zu übernehmen, er selbst aber wolle aus seiner Privatkasse die Besoldung eines dritten Geistlichen bestreiten, welche drei abwechselnd, in der Augustinerkirche, in der alten Hofkapelle, rue du musée, und in der Privatkapelle des Königs predigen sollten. Auf diese Weise hätte man hoffen können, einen gebornen Deutschen für die deutsche, einen gebornen Franzosen für die französische Predigt zu erhalten, und diejenigen, welche in der untern Stadt, außer dem Flandrischen oder dem Laekener Thore wohnten, hätten eine Kirche in ihrer Nähe gehabt. Doch diese Aussicht realisirte sich nicht und in der Hoffnung getäuscht, einen zweiten Prediger von der Regierung zu erhalten, sammelten mehrere zu der sogenannten altprotestantischen Kirche gehörigen Glieder auf Mittel, um mit eigenem Gelde die Kosten eines zweiten Pfarrers und einer zweiten Kirche zu bestreiten. Dies wurde im Jahre 1834 möglich gemacht, und ein junger französischer Geistlicher, Namens Boucher, aus der Gegend von Lille, wo er eine Stelle hatte, ward von diesen altprotestantischen Gliedern berufen. Noch nicht ordinirt, als er hierher kam, sah er sich doch bald genöthigt, diesem Gesetze Genüge zu thun, was in der protestantischen Kirche zu Lille geschah. Die Nebertalente des Herrn Boucher füllten seine Kirche so, daß dieselbe bald zu klein war, und er fühlte sich gedrungen, nach England und Amerika zu reisen und zum Bau einer eigenen Kirche zu collectiren. Dies gelang. Bei seiner Zurückkunft begann der Bau derselben, und eine Kirche im modernem Geschmack erhob sich unweit des Scharbecker Thores auf dem Boulevard de l'Observatoire, eine halbe Stunde von der rue du musée entfernt. Die Glieder dieser Kirche bezahlten aus eigenem Vermögen den Prediger, während sie, wie alle andern Protestanten, Abgaben entrichteten, aus welchen nun die übrigen protestantischen und katholischen Geistlichen besoldet werden. Und es entstand nun die Frage: Haben wir nicht eben so gut das Recht, die Besoldung unsers Geistlichen aus denselben Staatsabgaben bezahlen zu lassen, aus welchen die übrigen Geistlichen, katholische, protestantische und israelitische, besoldet werden? So lange der Staat vollkommene Cultusfreiheit in das Grundgesetz aufgenommen hat, so ist diese Freiheit nur halb, wenn den Einen alle Mittel zum Unterhalte ihres Cultus gegeben und den Andern diese Mittel entzogen werden. Ja, es erscheint als eine Ungerechtigkeit, wenn Mitglieder eines andern Cultus zum Unterhalte des fremden beizutragen gezwungen werden,

während die Sorge für ihren eigenen ihnen schon obliegt. Entweder muß gar kein Religionsdiener vom Staate besoldet werden, wie in Amerika, oder alle ohne Ausnahme.*) Freilich könnte man sagen — die Regierung besoldet ja Einen protestantischen Geistlichen in Brüssel, gehe man also in die Kirche desselben! Wenn aber wirklich dieser Eine Prediger durch seine Beredsamkeit, durch seinen Glauben Alle anziehen würde, so könnte man bald entdecken, daß die Kirche viel zu klein wäre, und während ein Sterbender in Laeken nach der Hilfe seines Geistlichen verlangte, befände sich dieser am Krankenbette eines Andern in Bruxelles, und bis der Prediger endlich nach mehreren Stunden glücklich am Bette des Sterbenden anlangte, könnte derselbe schon ohne den Trost der Religion dahin geschieden sein. In einer Stadt von solcher Ausgedehntheit, wie Brüssel mit seinen Vorstädten, bei einer Seelenzahl von wenigstens 8000—10,000 deutschen und französischen Protestanten, die unter 100,000 Katholiken zerstreut leben, ist ein einziger Geistlicher viel zu wenig, wie die Erfahrung lehrte; denn neben der Kirche des Herrn Boucher sind noch zwei neue protestantische Kirchen in Brüssel entstanden, eine lutherische und eine reformirte, rue ducale, deren Prediger der durch seine 3 Briefe an den Abbé Boone bekannte Herr Vanhaud ist. Auch diese Kirchen werden aus den eigenen Mitteln ihrer Glieder unterhalten. Würde das geschehen, wenn ein Einziger genug wäre? Nein, selbst der von dem Staate bisher besoldete Prediger, obgleich seine Gemeinde seit dem Beginn seiner Amtsführung sich in vier Kirchengemeinden spaltete, fand für gut, der Regierung zu bedeuten, daß zwei Prediger nöthig seien, was acht Jahre früher nicht eingestanden werden wollte, und es wurde seiner Kirche, als der einen von den vier bestehenden, ein zweiter Prediger in seinem Sohne zugegeben, dem die Regierung eine Besoldung von 2,400 Franken bezahlt, zu welcher die Glieder der Gemeinde des Herrn Vanhaud und Boucher und der lutherischen Gemeinde abermals beisteuern müssen, so wie zu dem Unterhalte eines jener Kirche noch gestatteten Vicars mit 1500 Franken.

Was Wunder also, wenn die Gemeinde des Herrn Boucher, die solche Großmuth der Regierung gegen Eine der bestehenden Kirchen wahrnahm, diese Großmuth auch für sich in Anspruch nehmen will, und wenigstens neben der Anerkennung ih-

*) Ohne in dieser Angelegenheit für oder wider Partei zu nehmen, können wir doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß diese Folgerung unsers Herrn Correspondenten auf nicht sehr festen Füßen steht. Wenn die Regierung jeden Religionsdiener besolden sollte, so würde bald jede Gemeinde in zahllose Parzellen sich zersplittern, und jeder Einzelne könnte verlangen, daß man für ihn einen Priester anstelle.

rer Kirche einige Tausend Franken zur Besoldung ihres Predigers erwartete. Wir sind fest überzeugt, die Regierung, durchdrungen von Achtung gegen die Constitution, hätte dieses nicht verweigert, wie sie denn auch kurz vorher auf den Antrag des Consistoriums von Antwerpen eine Besoldung für einen zweiten, und zwar holländischen Pfarrer daselbst bewilligte, aber es hätte eben nach ihrer Ansicht, die Bitte von dem Consistorium in Brüssel, und nicht direct von den Mitgliedern der nun im Jahr 1834 gebildeten Kirche ausgehen sollen. Die Zustimmung dieses Consistoriums war aber darum schon nicht zu erwarten, weil ja gerade in dessen Präsidenten die erste Ursache zu diesem Streite liegt. J. S. Hebert.

3.

Briefe aus Tepliz.

Der König von Preußen. — Der Papst und der Erzbischof von Wien erwartet. — Charakteristik des Papstes. — Teichen.

Seitdem der verstorbene König von Preußen unsern Badeort, den er jeden Sommer besuchte, als eine trauernde Wittve hinterließ, haben wir wenig glänzende Bäder = Saison erlebt. Die Zahl der Bäder, der Einwohner und der Badärzte vergrößert sich zwar mit jedem Jahre, und Tepliz steht jetzt auf der Stufe der ersten Bäderteuropens, indeß fehlt den Kurgästen ein Mittelpunkt, wie ihn der entschlafene Monarch gebildet hatte. Jedoch werden in diesem Jahre hier, so wie in dem benachbarten Carlsbad, große Anstalten zum Empfange eines seltenen und hohen Gastes getroffen; eines Gastes, wie seit der Zeit Josephs II. keiner den östereichischen Boden betreten hat. Es ist der Papst, den man erwartet! Dieser hohe Kirchenfürst wird — wie bis jetzt verlautet — zuerst nach Carlsbad sich begeben. Dort werden der Erzbischof und die Bischöfe von Böhmen und Mähren ihn empfangen und ihn wahrscheinlich dann hieher begleiten, wo auch der Erzbischof von Wien eintreffen soll. Bei dem hohen Alter und der schwächlichen Gesundheit Seiner Heiligkeit können zwar jeden Augenblick alle diese Vorbereitungen wieder zu nichte werden. Indes hoffen wir, daß die freundlichen Götter unserer Heilquellen diese Reise begünstigen werden, wenn man anders eine so heidnische Floskel da anwenden darf, wo von dem Oberhaupte der katholischen Christenheit die Rede ist. Ich habe kürzlich eine Charakteristik des heiligen Vaters in einem englischen Journal gelesen, die mir um so unparteilicher schien, als sie aus der Feder eines Protestanten floß.

Auf unsere Bitte — heißt es in dem Briefe, welchen das erwähnte Journal enthielt — that der Amerikanische Consul, welcher die Vereinigten Staaten bei der Römischen Curie vertritt, dem Cardinal = Secretair unsern Wunsch kund, Sr. Heiligkeit vorgestellt zu werden. Einige Tage hernach empfing der Consul eine währende Antwort, in welcher zugleich der Tag der Audienz bestimmt war. Zugleich that man uns zu wissen, es sei für die Damen der Gesellschaft unerläßlich, in Schwarz gekleidet und verschleiert zu erscheinen, so wie auch die Herrn schwarzen Frack und Schuhe haben müßten.

Am bestimmten Tage begaben wir uns gegen 10 Uhr in den Vatican. Wir wurden an der Thür eines Vorzimmers von einem der uniformirten Gardisten des Päpstlichen Hofes empfangen. Die Uniform dieser Garde ist einzig in ihrer Art, sie wird von schwarzen, rothen und gelben Streifen durchkreuzt, und man schreibt die Zeichnung derselben Michel = Angelo zu. Der Gardist hatte einen Degen und eine Fellebade. In demselben Zimmer war auch der diensthübende Kammer =

diener. Nachdem wir unsre Mäntel abgelegt hatten, führte uns dieser Kammerdiener durch den Empfangsaal hinaus in ein kleines Gemach, in welchem sich die Portraits aller Päpste mit Inbegriff des jetzigen, Gregor's XVI., befanden. Hier mußten wir warten, bis der Papst bereit war, uns zu empfangen. Man bot uns Stühle an; das Meublement war einfach und bescheiden. In dem Empfangsaal befand sich statt allen Mobiliars nur ein Tisch von ordinärem Holz, der auf einem Teppich von ungefähr 6 Quadratuß stand. Der übrige Theil des Fußbodens, der aus viereckigen Ziegeln besteht, wie in fast allen Häusern Italiens, war nicht bedeckt. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde gewartet, kam der Kammerdiener zurück und führte uns in einen Saal, wo wir den Papst neben einem Tische fanden, auf den er sich zum Theil stützte. Seine Heiligkeit trug einen geistlichen Leibrock von weißem Casimir, der von oben bis unten zugeknöpft war, und hatte eine Mütze von demselben Stoffe auf dem Haupt. Er empfing uns mit einer außerordentlichen Liebenswürdigkeit, und die Keuschheit seines Benehmens machte, daß wir uns bald behaglich fühlten. Wir sagten unsre Namen und den unsers Vaterlandes, und erwarteten die Fragen, die es ihm gefallen würde, an uns zu richten.

Diese Fragen bewiesen, daß er von Allem, was in der politischen Welt voring, vollkommen unterrichtet war. Er sprach mit uns, und zwar als ein sehr wohl unterrichteter Mann, von unsrer Republik und ihren Einrichtungen, von dem Mißverständniß, das zwischen unsrer Regierung und der Englischen herrsche und von dem Anschein eines Bruches zwischen den beiden Staaten. Hierauf befragte er uns über unsre Reise und unsre ferneren Pläne, und ob wir die Absicht hätten, den Vesuv und den Aetna zu besuchen, wobei er zugleich den Wunsch aussprach, unser Aufenthalt in Rom möchte uns angenehm sein.

Die Unterhaltung hatte etwa eine halbe Stunde gedauert, als der Papst sich ernenigte; dies war das Zeichen, uns zu entfernen. Wir unsrerseits grüßten ihn durch eine tiefe Verbeugung und verließen den Palast. Seine Heiligkeit hielt während der Audienz eine goldene Tabakdose in der linken Hand und machte häufig vom Inhalte derselben Gebrauch.

Wenn der Papst in einer Unterhaltung begriffen ist, die ihm gefällt, so beleben sich seine Gesichtszüge, und werden ausdrucksvoll. Gewöhnlich aber ist seine Haltung ernst; sein Charakter ist fast melancholisch. Wenn er in der Kapelle ist, so entfließen den Augen des Greises oft Thränen. . . . Nach unsrer Audienz sind wir ihm zufällig in einem entlegenen Stadtviertel begegnet; er machte, von zwei Bedienten begleitet, einen Spaziergang zu Fuß, während ihm der Wagen in der Entfernung von einigen Schritten folgte. Der Papst war krank gewesen und schien noch sehr schwach; er erkannte uns und grüßte sehr freundlich. Später habe ich ihn gesehen, als er die ermüdenden Obliegenheiten der Ceremonien der Charwoche erfüllte; seine Stimme war stark und volltönend; sein Gang fest. Gregor XVI. scheint siebenzig und einige Jahre alt zu sein.

Ich werde Ihnen, wenn dieser seltene Gast wirklich bei uns eintrifft, eine nähere Schilderung unserer dadurch gewiß ganz eigenthümlich sich gestaltenden Badeaison senden. Bis dahin muß ich Sie vertrösten; denn es sieht in diesem Augenblicke noch so nüchtern und prosaisch bei uns aus, wie auf einem Theater, bevor die Lampen angezündet werden. Die eigentliche Saison beginnt erst im Juli. Indeß sehen wir jetzt durch die Dampfschiffe, welche zwischen Dresden und Prag täglich gehen, weit mehr Fremde, als in früherer Zeit der Fall war; alle diejenigen, welche die sächsische Schweiz bis zu dem romantischen Teschen durchschiffen, machen einen Absteher hieher, so daß wir jetzt noch weit mehr von Gesunden, als von Kranken besucht werden. Möchten doch alle unsere Zustände diese Wendung nehmen und das Gesunde das Kranke überall verdrängen.

E. —